

Fortune gewesen. Brünnings Scheitern hatte eine Vorgeschichte und tiefere Gründe. Die Autorität des Regierungschefs mit der gebotenen Schärfe zu wahren, ist Brüning schon den frivolen Beschattungsversuchen gegenüber, die Schleicher inszenierte, schwer gefallen. Anstatt energisch durchzugreifen und die Hintermänner zur Rechenschaft zu ziehen, verlegte sich der Reichskanzler aufs Haken schlagen. Über die Finten, mit denen er die Aufpasser abschüttelte, empfindet noch der Memoirenschreiber Brüning eine späte Befriedigung, ohne das Unwürdige seiner Zwangslage verdecken zu können.

Die Monate von Brünnings Kanzlerschaft waren gezählt, sobald im Herbst 1931 nach wiederholten Anläufen feststand, daß die von Hindenburg umworbene Rechte für eine Regierungsbeteiligung unter Brüning nicht zu gewinnen war. Dessen Revisionspolitik hatte einen spektakulären Erfolg nicht erbracht, der Radikalisierungsprozeß war nicht gebremst, sondern beschleunigt worden. Hindenburgs Standesgenossen opponierten gegen die Notverordnungspolitik des Zentrumskanzlers. Auch Schleicher wechselte die Fronten und spann seine Fäden für eine neue Lösung. Nur für die Schwerarbeit von Hindenburgs Wiederwahl war Brüning noch nicht zu entbehren. Er enttäuschte nicht die auf ihn gesetzten Erwartungen.

Von der physischen Hinfälligkeit des Reichspräsidenten und seiner tatsächlichen Amtsunfähigkeit überliefern die Memoiren bedrückende Episoden. Gewiß stand Hitler vor den Toren. Dennoch bleibt es rätselvoll, wie Brüning bei Abwägung aller Gründe es über sich bringen konnte, das Gewicht seines Namens in die Waagschale zu werfen, um ein Risiko für die Staatssicherheit wie

Hindenburg auf dem Präsidentenstuhl festzuhalten. Das wäre allenfalls unter der Voraussetzung vertretbar gewesen, daß der Marasmus rund um das Präsidentenpalais beseitigt wurde. Davor schreckte Brüning zurück.

In dem zwischen Reichskanzlei, Präsidentenpalais und Reichswehrministerium agierenden Personenkreis gewinnt General Groener an Statur und Bedeutung, während auf Schleichers Aktivität und Wesen schwere Schatten fallen. Als Stabilisator des ewig schwankenden Präsidentenwillens war Groener für Brüning unersetzlich. Nur er verfügte nämlich seit den Revolutionstagen von 1918 über die Autorität, in Krisenmomenten auf Hindenburg einen wirksamen Gegenruck auszuüben. Wie kein anderer Beobachter vor ihm demaskiert Brüning General Schleicher in der Rolle des skrupellosen Intriganten, jedoch eher melancholisch als zornig und ohne auf die Anklage ein Urteil zu fällen oder für den Umgang Konsequenzen zu ziehen.

Nicht nur der politisierende Sohn des Reichspräsidenten war von der Verfassung nicht vorgesehen. Die Machtusurpation Schleichers, Auswuchs einer fiktiven Allzuständigkeit der Reichswehr, war ein noch schlimmerer Übelstand. Hier Wandel zu schaffen, war Brüning nicht der Mann. Eine letzte Befangenheit vor der Generalsuniform hat der einstige Leutnant auch als Regierungschef nicht abzulegen vermocht. Es wurde ihm zum Verhängnis, daß die Kanzlermacher nur zu gut wußten, sie würden ihn ohne Protest und Gegenwehr eben dort wieder absetzen können, wo ihn der Präsident hervorgeholt hatte, am Ende der Reihe, halb verdeckt hinter einem Lorbeerbaum.

Ludwig Volk SJ

Ideologie und Praxis

„Allen gewidmet, denen tätige Mitarbeit im öffentlichen Leben Gewissenspflicht ist.“ Auf diese Widmung seines „Handbuchs der Publizistik“ verwies Prof. Emil Dovifat nach-

drücklich in einem Brief, den er aufgrund der kritischen Besprechung des 1. Bandes (Allgemeine Publizistik) in dieser Zeitschrift (181 [1968] 416–419) an den Verfasser richtete.

Damit verband Dovifat die Auffassung, daß das Beurteilungskriterium für dieses Handbuch nicht dessen Wissenschaftlichkeit, sondern dessen praktischer Nutzen sein müsse. Demgegenüber habe ich seinerzeit geltend gemacht, daß die Gefährlichkeit des publizistiktheoretischen Ansatzes von Dovifat gerade darin liege, daß er nicht nur die gängige Kulturkritik der Massenkommunikation scheinbar wissenschaftlich formuliert, sondern weithin eine fragwürdige publizistische Praxis bestätigt. Diese Praxis aber ist auf die Durchsetzung elitärer Meinungsäußerung gerichtet und führt auf die Dauer zur Kommunikationslähmung und Desorientierung der Gesellschaft. Und das ist das Dilemma der von Dovifat und seiner Schule vertretenen Publizistiklehre: Sie kann ihrem eigenen Postulat, nämlich normative und damit kritische, verändernde Wissenschaft zu sein, nicht nachkommen, weil sie letztlich positivistisch die herrschende publizistische Praxis nur bestätigt. Die Ideologie stützt die Praxis, die Praxis wird zur Ideologie.

Dieses zugegebenermaßen harte, aber um der Klärung willen notwendige Urteil wird durch die inzwischen erschienenen Bände 2 (1968) und 3 (Ende 1969), die den Untertitel „Praktische Publizistik“ tragen, nicht entkräftet, sondern untermauert, zumal der Großteil der in ihnen enthaltenen Beiträge nicht von Dovifat selbst, sondern von „führenden Fachleuten“ aus Wissenschaft und Praxis stammt¹. Obwohl es notwendig und sinnvoll wäre, soll hier jedoch eine Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Fragwürdigkeit zahlreicher Beiträge unterbleiben, zugunsten des von Dovifat vorgeschlagenen Kriteriums des praktischen Werts.

In anderwärts erschienenen Rezensionen wurde verschiedentlich angemerkt, daß die redaktionelle Konzeption des 2. und 3. Handbuchs nicht überzeuge und daß die einzelnen Beiträge von unterschiedlichem Informationswert seien. Beides ist richtig. Als aus-

schließliches Gliederungsprinzip fungieren die einzelnen publizistischen Mittel. Damit rückt aber eine künstlich isolierte Betrachtung dieser Mittel in den Vordergrund. Die Einheit des Kommunikationsgeschehens und die damit verbundene Ergänzungsfunktion jedes dieser Mittel bleibt unberücksichtigt. Genau dies aber wäre in einer für die Praxis brauchbaren Medienkunde aufzuzeigen.

Dieser Mangel ist aber schon nicht mehr nur die Folge einer unglücklichen Redaktionskonzeption. Hier wird vielmehr die Grundtendenz deutlich, diese Kommunikationsmittel ausschließlich als Anspracheinstrumente zu betrachten. Sprecher bzw. Kommunikatoren sind nur die beruflichen Journalisten, Publizisten, Kritiker usw. Kommunikation wird zu einem Vorgang, der sich zwischen der Zeitungsredaktion und den Lesern, zwischen dem Rundfunk und dem Zuhörer (ausdrücklich etwa II 317) oder dem Film und dem Zuschauer abspielt. Selbst die Zeitungssprache wird nur unter formalen Gesichtspunkten betrachtet, an keiner Stelle aber als Verständigungsmittel zwischen Menschen.

Weil das so ist, so stellt der in Kommunikation befindliche demokratische Souverän, nämlich die vielstimmige Gesellschaft und ihre Gruppen, nur einen gefährlichen Störfaktor für die publizistischen Ambitionen dar. Z. B.: „Die große Gefahr liegt darin, daß die organisierten Kräfte der Politik, der Wirtschaft, der Interessenverbände und der Funktionäre das Fernsehen (wie auch den Rundfunk) in ihren Dienst zu nehmen trachten“ (II 474). Von dem Recht der Mitsprache aller Meinungen und den Möglichkeiten, es medial zu realisieren, ist nirgendwo die Rede. Die Auffassung von der beherrschenden publizistischen Rolle ist so stark, daß hinsichtlich der Zeitschriften W. Haacke den Anspruch erhebt: „Den politischen Zeitschriften ist – vor allen anderen Kommunikationsmitteln – die Gabe zu einer Prophetie gegeben, die auf lange Sicht Recht behält“ (III 478).

Ein Regulativ für den publizistischen Prozeß kann daher nicht aus der Gesellschaft erwartet werden. Regulative sind vielmehr die Persönlichkeitsmerkmale der Publizisten.

¹ Berlin: Walter de Gruyter 1968 und 1969. Bd. 2: XV, 583 S., Lw. 68,-; Bd. 3: XVI, 655 S., Lw. 76,-.

Die Rede, ihre Wirkung und ihr Geheimnis, ist eine Sache der Persönlichkeit (II 18 ff.). „Regeln für diesen Beruf (Anm.: den Journalistenberuf) gibt es nicht.“ Man kann nur Forderungen an die Persönlichkeit stellen (III 165). Das Ressort Innenpolitik wird als „Zeitgewissen“ vorgestellt, verwaltet von Publizisten (III 184). Im Kapitel über die Außenpolitik steht: „Meinungsbildung wird hier zu einer Persönlichkeitsfrage“ (III 189).

In dieser ideologisierten Sicht des Publizisten ist es nur konsequent, wenn ihnen und den publizistischen Mitteln in erster Linie eine volkspädagogische Funktion (neben Information und Unterhaltung) zukommt. Sind schon diese Funktionsbestimmungen äußerst fragwürdig, so gilt dies noch mehr von den diesbezüglichen Ausführungen. Etwa dann, wenn sich der Beitrag über den Sportteil nicht damit zufrieden geben will, daß Fußballergebnisse usw. vermittelt werden. Der Sportteil, so wird verlangt, müsse generell und in erster Linie eine sozial-pädagogische Aufgabe wahrnehmen (255 ff.). Wenn bei dieser Forderung auch mitspielt, daß es dem Verfasser um eine Imageverbesserung des Sportteils in den Redaktionen geht, so macht dieses Beispiel doch auch schon deutlich, wie gering-schätzig Praktiker und Theoretiker den rein kommunikativen Wert, den von aller Erziehungsdiktatur und Ideologie losgelösten Wert der Unterhaltung veranschlagen.

Es gibt kaum einen Beitrag in diesem dick-leibigen Handbuch, der nicht den Versuch einer Ideologiesierung der Unterhaltung macht. Da wird über die gesellschaftliche (politische) Funktion des Lachens philosophiert (II 80 ff.). Da werden die Comics im Beitrag des deutschen Autors, sehr im Gegensatz etwa zum amerikanischen Autor, mit dem man offenbar nicht ganz zufrieden war, mit dem moralischen Zeigefinger behandelt (II 12 ff.). Der Beitrag über die Illustrierten läßt sich kaum eine Klamotte der alten religiösen Moralisten und der neuen linken Moralisten entgehen, um das Phänomen der Illustrierten gründlich zu verdunkeln. (Er kommt gar zu dem Ergebnis, daß ihnen die Aktualität fehle, bemängelt aber gleichzeitig, daß sie völlig auf

dem Prinzip der Bedürfnisbefriedigung basieren; hier wurden glatt zwei Jahrzehnte Diskussion um den Aktualitätsbegriff negiert!) (III 538 ff.) Und ganz im Sinn alter, überwunden geglaubter Publizistikideologien erklärt W. Haacke zu den Massenmedien als „Spielgarten für Erwachsene“ –: „Zuerst sind die Massen zu unterhalten, darnach lassen sich in ihnen sämtliche Leidenschaften entfachen, die sie bis zur Kriegsbereitschaft präparieren“ (III 223). Ideologie der Regieanweisungen!

Bezeichnend ist auch, daß, mit Ausnahme eines einzigen Beitrags, alle Überlegungen zur Rechtsordnung der einzelnen Kommunikationsmittel nicht einmal den Versuch machen, die Rechtsregelungen und Rechtsverpflichtungen im Zusammenhang mit dem Grundrecht der Meinungsfreiheit zu sehen. Und wo immer sich Ansätze finden, die den Kommunikationsprozeß der Gesellschaft in Beziehung zu den publizistischen Mitteln setzen könnten, z. B. in dem Beitrag über die Wirkungsforschung bei Zeitschriften und den Anwendungsbereich des redaktionellen Marketings, werden richtige Erkenntnisse sofort im Sinn der Publizistikideologie relativiert: „Im normalen Alltag soll der Redakteur die Leser nach seinem Vorstellungsbild formen. Dieses Bild bedarf nur von Zeit zu Zeit der ‚Justierung‘ nach der Wirklichkeit, denn die Wirkung der redaktionellen Arbeit ist auch abhängig von der Konstanz und der Überzeugungskraft, die durch zu viele Forschung leiden kann“ (III 584).

Nach einem gründlichen Studium der Bände 2 und 3 des Handbuchs der Publizistik muß das Urteil bleiben, das sich schon nach der Betrachtung des 1. Bands abzeichnete. Dieses Handbuch der Publizistik kann weder für die journalistische Praxis noch für die Medienpädagogik empfohlen werden, und zwar gerade aufgrund der von seinem Herausgeber so oft beschworenen Verantwortung für die Gesellschaft. Dieses Handbuch setzt an die Stelle der Klärung des Kommunikationsprozesses die alten und neuen Klischees der publizistischen Ideologie. Anstatt einer gesellschaftlichen Kommunikation zur Entfaltung zu

verhelfen, in der die gleiche Meinungsfreiheit aller als einzige Chance optimaler Gesellschaftsorientierung garantiert sein müßte, zementiert es die elitäre publizistische Anmaßung und den Prophetenanspruch einiger weniger. Anstatt kommunikative Verhaltensnormen zu begründen, die aus Sachgerechtigkeit und sozialer Verantwortung erwachsen, fördert es die stereotype Hybris auf der Seite der sogenannten Kommunikatoren und eine nicht weniger gefährliche Lethargie der angesprochenen Objekte. Das Handbuch für und über die journalistische und publizistische Praxis, das vor allem auch der heute so un-

sicheren Rechtsprechung auf diesem Sektor als Orientierungshilfe dienen könnte, muß also erst geschrieben werden.

Trotz all dem, und um nicht mißverstanden zu werden: Dies ist kein Werk der Böswilligkeit, vielmehr ein Werk mangelnder Erkenntnis. Angesichts dieser Tatsache bleibt die resignierende Tristesse eines Nestroy, der sehr richtig bemerkte: „Es gibt nur wenig böse Menschen, und doch geschieht soviel Schlechtes auf der Welt. Der größte Teil der Schlechtheiten kommt auf die Rechnung der vielen, vielen guten Menschen, die weiter nichts als gute Menschen sind.“

Hans Wagner

Vergleichende Verhaltensforschung und menschliche Aggression

Bis zum Erscheinen von Konrad Lorenz' „Das sogenannte Böse“¹ war die von K. Lorenz und N. Tinbergen begründete Wissenschaft der vergleichenden Verhaltensforschung einer breiteren Öffentlichkeit kaum bekannt geworden. Seitdem hat das Interesse an den Veröffentlichungen des Ethologenkreises im Max-Planck-Institut Seewiesen beständig zugenommen. Die zwei Bände von Lorenz „Über tierisches und menschliches Verhalten“² geben Einblick in die Genese dieser Wissenschaft. Sein Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeldt versuchte die erste systematische Darstellung der Verhaltensforschung³. Weiter wären vor allem zu nennen: der leider zu früh verstorbene Erich von Holst⁴, Paul Leyhausen⁵ und Wolfgang Wickler⁶.

Die vergleichende Verhaltensforschung oder Ethologie begann mit der Erforschung der Instinkte der Tiere, „ohne sich jedoch darauf zu beschränken“ (Grundriß, 23). Indem sie sich an der neodarwinistischen Abstammungslehre orientiert, untersucht sie vornehmlich das stammesgeschichtliche Werden und die Ritualisierung von Merkmalen tierischen Verhaltens. Obwohl ursprünglich Tierpsychologie, konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie auch den Menschen als Teil und (vorläufigen) Höhepunkt der Evolution in ihre Überlegungen einbezog; auch menschliches Verhalten steht ja dem stammesgeschichtlichen Vergleich offen. Denn wenn es wahr ist, daß der Mensch in seiner leiblichen Wirklichkeit mit Reptilien, Vögeln, Fischen und Säugern

¹ K. Lorenz, Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression (Wien 1963, 221968).

² K. Lorenz, Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. I und II (München 1965).

³ I. Eibl-Eibesfeldt, Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. Ethologie (München 1967, 2. überarbeitete und erweiterte Aufl. 1969); zitiert: Grundriß.

⁴ E. v. Holst, Zur Verhaltensphysiologie bei Tieren und Menschen. Gesammelte Abhandlungen. Bd. I und II (München 1969, 1970).

⁵ K. Lorenz, P. Leyhausen, Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens. Gesammelte Abhandlungen (München 1968); zitiert: Antriebe.

⁶ Wickler, Antworten der Verhaltensforschung. München: Kösel 1970. 231 S. Kart. 19,80; zitiert: Antworten; W. Wickler, Sind wir Sünder? Naturgesetze der Ehe. Mit einer Einführung von Konrad Lorenz (München 1969); vgl. dazu diese Zschr. 186 (1970) 63 ff.; W. Wickler, Stammesgeschichte und Ritualisierung. Zur Entstehung tierischer und menschlicher Verhaltensmuster. München: Piper 1970. 282 S. Pb. 16,80; zit.: Stammesgeschichte.